

Bernhard **Wickl**, *Ludwig Tieck, Wilhelm Heinrich Wackenroder: Die Pfingstreise von 1793 ...* (Bayerischer Rundfunk, Studio Franken, Sendung am 24. 5. 1993 im Programm Bayern2 Wort)

E.T.A. Hoffmann

Klaus **Günzel** (Hrsg.), *E.T.A. Hoffmann: Leben und Werk in Briefen, Selbstzeugnissen und Zeitdokumenten* (Verlag der Nation, Berlin, 1978)

Rainer **Lewandowski**, *E.T.A. Hoffmanns Bamberg* (Verlag Fränkischer Tag, Bamberg, 1996)

Peter von **Matt**, *Die Augen der Automaten* (Tübingen, 1971)

Gabrielle **Wittkop-Ménardeau**, *E.T.A. Hoffmann in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten* (Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg, 1966), rm 113

Romantik allgemein

Klaus **Günzel**, *Die deutschen Romantiker – 125 Lebensläufe* (Artemis und Winkler, Zürich, 1995)

Peter von **Matt**, *Herrlichkeit und Katzenjammer – Die Epoche der Romantik* (dreiteilige Sendereihe im Schulfunkprogramm des Bayerischen Rundfunks; siehe dazu: *Schulfunk* (Heft 531, Dez. 1992), S.109–113)

Helmut Haberkamm:

Viel zu bieten, viel zu beklagen.

Ausflüge in die fränkische Gegenwartsliteratur.

Befragt man heutzutage Oberstufenschüler an einem beliebigen fränkischen Gymnasium nach den „Klassikern der fränkischen Literatur“, so wird man feststellen, daß kaum jemand einen solchen „Klassiker“ wirklich kennt, geschweige denn gelesen hat. Ob eine diesbezügliche Umfrage unter fränkischen Kommunalpolitikern, Ärzten oder Anlageberatern einen sehr viel anderen Befund ergeben würde, wage ich zu bezweifeln. Diese Nichtkenntnis betrifft Philipp Harsdörffer ebenso wie Hans Sachs, Jean Paul und Friedrich Rückert, Adam Scharrer und Leonhard Frank ebenso wie Jakob Wassermann oder Ernst Penzoldt. Von so komischen Namen wie Panizza, Weismantel, Dauthendey oder Kesten ganz zu schweigen. Meist kennt man ein Denkmal, eine Straße, eine Schule, die so heißt, aber gelesen hat man „von denen“ noch nichts. Überhaupt werden diese Autoren in den Schulen so gut wie nicht behandelt, im Bewußtsein der jungen Schulabgänger jeden-

falls existieren sie nicht, und selbst für die meisten Lehrer sind das doch eher staubige Gipsköpfe und vergilbte Schwarten in muffigen Bibliotheken.

Wenden wir uns also lieber der Gegenwart zu. Das verspricht zumindest mehr Nähe zum heutigen Leben, mehr Präsenz und Aktualität. Aber da geht's schon los mit der Tücke. Was ist das überhaupt: fränkische Gegenwartsliteratur? Oder besser gesagt: Literatur aus, in und über Franken?

Vieles kann einem da in den Sinn kommen. Die Prosa und Lyrik von Ludwig Fels, der aus Treuchtlingen stammt, früher einmal in Nürnberg lebte und dann fortzog nach Wien: sein Roman „Die Sünden der Armut“, oder sein bewegendes Erinnerungsbuch über seine Mutter, „Der Himmel war eine große Gegenwart“. Die packenden Theaterstücke von Kerstin Specht, „Lila“, „Das glühend Männla“ und „Amiwiesen“. Die Stücke und Mund-

artgedichte von Fitzgerald Kusz, vom „Schweig Bub“ bis zu seinen Großstadt-Dreizeilern. Karlheinz Deschners Roman „Die Nacht steht um mein Haus“. Wolfgang Buhls voluminöser Epochen-Roman „Karfreitagskind“. Die Romane und Erzählungen von Michael Zeller, der zwar in Breslau geboren wurde und nun in Wuppertal lebt, dessen Bücher für mich jedoch auch einen Teil der fränkischen Literatur unserer Zeit darstellen. Die Verkaufsschlager von Paul Maar und Tanja Kinkel. Ebenso die beiden Jugendromane „Flakhelfer Briel“ von Josef Carl Grund und „Jüppa und der Zigeuner“ von Wolf Klaußner, die für mich prägende Leseerlebnisse als Heranwachsender waren. Prosa von Bernhard Windisch und Wolf Peter Schnetz. Ewald Arenz' Erzählungen und sein Roman „Don Fernando erbt Amerika“. Gedichte von Peter Horst Neumann. Die Lyrik von Habib Bektas und Nevfel Cumart, beides Autoren mit türkischem Hintergrund und deutschem Lebensschwerpunkt in Franken. Für mich gehört auch Jehuda Amichai zur fränkischen Literatur, der in Würzburg einst unter dem Familiennamen Pfeufer geboren, dann ausgegrenzt, verachtet und vertrieben wurde und in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zum wichtigsten Dichter Israels aufstieg. Auch der gebürtige Oberfranke Max von der Grün wäre hier zu nennen, und natürlich Hans Magnus Enzensberger, der sicherlich bedeutendste Schriftsteller, den Franken im letzten Jahrhundert mit hervorgebracht hat.

Aber ich will hier nicht mit ermüdenden Aufzählungen langweilen, sondern von meiner persönlichen Liebe zur Literatur reden. Schließlich will ich als fränkischer Dialekt-schriftsteller zu Ihnen sprechen und nicht als Germanistikdozent. Also kein weitausholender Überblick, sondern eine dezidiert subjektive Darstellung aus der Werkstatt eines Autors, der sich als Franke versteht, Literatur aus Franken, über Franken und in Franken schätzt und mag und ein Scherflein von seiner persönlichen Leseerfahrung und Literaturbegeisterung weitergeben möchte. Deshalb beschränke ich mich auf drei meiner hochdeutschen Lieblingsgedichte, drei meiner Lieblingsromane, drei meiner Lieblingsge-

dichte in fränkischer Mundart, um schließlich bei drei meiner eigenen Arbeiten und mir selbst anzugelangen, im sicheren Hafen meiner Muttersprache, des Dialektes meiner mir eingefleischten Heimatregion.

Ich wurde 1961 in Dachsbach im Aischgrund geboren, bin dort auf dem elterlichen Bauernhof aufgewachsen und besuchte die „Oberschule“ in Neustadt/Aisch. Mir ist dort das große Glück zuteil geworden, einen Deutschlehrer erleben zu dürfen, der es auf seine distanziert-meisterhafte Art verstand, die Lust am Lesen und Selber-Denken in uns zu wecken. Das hat mein Leben verändert und mich auf den Weg gebracht hat hin zu der Person, die ich heute bin. Damals fing ich an, gelbe Reclam-Hefte zu kaufen, eine Art Poesie-Album mit Gedichten und geistvollen Zitaten anzulegen und die Kulturseiten der Nürnberger Nachrichten zu lesen. In jenen Jahren druckte diese Zeitung noch regelmäßig Gedichte ab, eingefasst in einen schwarzen Kasten, ernst und schicksalschwer. Diese für mich damals enorm anregende Tradition, von Hans Bertram Bock maßgeblich gepflegt, wurde inzwischen längst über Bord geworfen zugunsten von ... ? Ja, von was eigentlich? Ach, ich habe keine Ahnung. Hier ging etwas verloren, ohne daß man irgendetwas dazugewonnen hätte. Zweit-rangige Berichterstattung statt genuiner Auseinandersetzung. Ein Zeichen der Zeit, wie mir scheint. Auch so kann man das Wesentliche im Kleinen bereits ausschalten und abwürgen, nämlich Literatur.

Hier also drei wunderbare Gedichte über fränkische Sujets. Drei Gedichte, die mir bis heute sehr am Herzen liegen. Das erste stammt von Günter Eich und heißt: „D-Zug München – Frankfurt“.

Die Donaubrücke von Ingolstadt,
Das Altmühltal, Schiefer bei Solnhofen,
in Treuchtlingen Anschlußzüge -

Dazwischen
Wälder, worin der Herbst verbrannt wird,
Landstraßen in den Schmerz,
Gewölke, das an Gespräche erinnert,
flüchtige Dörfer, von meinem Wunsch
erbaut,
in der Nähe deiner Stimme zu altern.

Zwischen den Ziffern der Abfahrtszeiten
breiten sich die Besitztümer unserer Liebe
aus.

Ungetrennt
bleiben darin die Orte der Welt,
nicht vermessen und unauffindbar.

Der Zug aber
treibt an Gunzenhausen und Ansbach
und an Mondlandschaften der Erinnerung
– der sommerlich gewesene Gesang
der Frösche von Ornau –
vorbei.

Ein melancholisches und rätselhaftes Gedicht: „Mondlandschaften der Erinnerung“, „Landstraßen in den Schmerz“ und die „Frösche von Ornau“, das sind Lösungsformeln für mein eigenes Leben geblieben, stimmungsgeladen, unerklärlich, richtungsweisend. Ich ziehe hier meinen Hut vor Günter Eich, der zwar kein Franke war, aber viele Texte über fränkische Themen verfaßte, z. B. das Prosagedicht „In Ansbach“, der Text „Dauthendey in Java“, das kleine, schöne Gedicht „Aussicht vom Spezial-Keller“ über E.T.A. Hoffmann in Bamberg, oder die lyrische Miniatur vom „Fränkisch-tibetischen Kirschgarten“.

Das führt mich direkt zum zweiten Gedicht, einen Text von Hans Magnus Enzensberger, der in Nürnberg aufwuchs und in Erlangen studierte und promoviert wurde. Der Titel lautet: „fränkischer kirschgarten im januar“:

1
was einst baum war, stock, hecke, zaun:
unter gehn in der leeren sneeeluft
diese winzigen spuren von tusche
wie ein wort auf der seite riesigem weiß:
weiß zeichnet dies geringfügig schöne
geäst
in den weißen himmel sich, zartfingrig,
fast ohne andenken, fast nur noch frost,
kaum mehr zeitheimisch, kaum noch
oben und unten, unsichtig
die linie zwischen himmel und hügel,
sehr wenig weiß im weißen:
fast nichts –

2
und doch ist da,
eh die seite, der ort, die minute
ganz weiß wird,
noch dies getümmel geringer farben
im kaum mehr deutlichen deutlich:
eine streitschar erbitterter tüpfel:
zink-, blei-, kreideweiß, gips, milch,
schlohweiß und schimmel:
jedes von jedem distinkt:
so vielstimmig, so genau,
in hellen gesprenkelten haufen,
der todesjubel der spuren:
wieviel büschel von winzigen weißen
schreien
vor der gähnenden siegerin ewigkeit!

3
zwischen fast nichts und nichts
wehrt sich und blüht weiß die kirsche.

Im Handumdrehen entsteht bei diesen Zeilen vor meinem geistigen Auge auch eine Zustandsbeschreibung der fränkischen Gegenwartsliteratur: ein heller, gesprenkelter Haufen im Getümmel der Farben, eine Streitschar erbitterter Literaten, so vielstimmig, Schreie, Spuren, Schriftzeichen, schwarz auf weiß, zwischen fast nichts und nichts wehrt sich der Einzelne mit der ihm zugewachsenen Sprache, und das geduldige Papier blüht weiß vor der gähnenden Siegerin Ewigkeit...

Das dritte Gedicht stammt von Ludwig Fels und heißt „Belaushtes“:

Aus diesem Pumpenschnabel floß Blut
das wieder ins Grundwasser drang.
Damals
wurde das Widerstandsnest im Keller
ausgehoben
die Mitglieder an die Decke gesprengt.
Auf diesem ausrangierten Küchenstuhl
schöpfte
die alte Jüdin frische Luft, die Windeln
ihres Enkels
brannten in der Sickergrube.
In den Mülltonnen lag die Verpflegung,
dazwischen
verbotene Bücher, damit das Leiden
einen Sinn bekam.

Alte Höfe können Geschichten erzählen.
Jeder Stein weiß einen Satz.
Dreht man ihn um
ist er voll Blut.

In diesen letzten beiden Gedichten war eine Spanne von Möglichkeiten für mich enthalten. Auf der einen Seite die Kirschblüte, schön weiß, unschuldig, vergänglich wie das Papier, auf dem wir schreiben. Auf der anderen Seite das Blut unter den Steinen und im Grundwasser, die Schuld unter dem Teppich und die Geschichten der alten Höfe, denen man nachgehen, die man erzählen muß.

Gerade davon handelt der erste Roman, den ich Ihnen hier vorstellen möchte und der mich beim Wiederlesen erneut bewegte und begeisterte. Es ist ein Buch, das mir sehr am Herzen liegt, nämlich „Ein deutsches Dorf in Bayern“ von Elisabeth Engelhardt. Das Buch ist 1974 im Verlag Wortweberei in Wuppertal erstmals erschienen, 1989 als Taschenbuch im Münchner Piper Verlag, und im Jahr 2000 als Neuauflage im ars vivendi verlag in Cadolzburg. Ich freue mich sehr über diese späte, aber bedeutsame Heimkehr eines großartigen Romans nach Franken, den Ort des Geschehens.

Es ist also ein neues und altes Buch zugleich, ein Werk voller Sprachkraft und Fülle an Schicksal. Es gehört zum Besten, was Franken im letzten halben Jahrhundert hervorgebracht hat. Mit Bauerntheater, Brauchtumpflege und Provinzialismus hat das nichts gemein, da liegen Welten dazwischen. „Ein deutsches Dorf in Bayern“ ist Heimatliteratur der allerbesten Sorte: authentisch, exakt, diagnostisch, komplex und poetisch. Geschrieben von einer unscheinbaren, introvertierten Dekorationsnäherin bei den Städtischen Bühnen in Nürnberg, die 1925 in Leerstetten südlich von Nürnberg geboren wurde. Dorthin führt uns auch der Roman, in die Sandebene der Kiefernwälder, den Einzugsbereich des Städtegroßraums, ein Naherholungsgebiet mit den auswuchernden Schlafstätten der Großstadtpendler.

Schon der Einstieg gibt den Ton an und holt den Leser hinein in die Welt der Erzählung. Am Anfang steht der Ort: Meisenlach. Es sind die sechziger Jahre, Umbruchzeit.

„Bei uns sterben die Fische nicht im Bach. Bei uns hackt eine Krähe der andern das Auge aus. Bei uns wachsen die Bäume in den Himmel, wir lassen die Kirche im Dorf, wir machen aus der Laus einen Elefant, wir machen die Rechnung nicht ohne den Wirt, wir ehren den Pfennig, wir ehren das Alter, wir halten die Moral in Ehren, da beißt die Maus keinen Faden ab.

Jetzt müssen sie unser Dorf auf die Landkarten drucken, auf die Straßenkarten, in den Autoatlas: Meisenlach.

100 Einwohner im Jahr zweiundfünfzig, 1500 im Jahr zweiundsiebzig und vielleicht 15000 im Jahr zweiundachtzig, wenn die Kopfzahl weiter so wächst, schneller als die Brennesseln, wenn die Häuser sich vermehren, ungestüm wie Karnickel.“ (S.7)

Das ist ein vielsagender Beginn: „Bei uns“. Sofort sind wir an Ort und Stelle und mitten drin, bei den Menschen dieses Landstrichs mit der ihnen eigentümlichen Redeweise und Denkungsart. Landschaft und Bäuerlichkeit blitzen auf mit den Fischen, den Krähen, den Mäusen und Karnickeln. Ja, das ist unsere Region, unverkennbar, denn auch der Nachtgieger und der Pelzmäntel, die Schwarzbeeren und die Omelettensuppe, all dies taucht hier auf.

Die Erzählerstimme bindet sich von Anfang an ein in das verbindliche „Wir“, gehört dazu („bei uns“), zu dieser fränkischen Lebens-, Arbeits- und Sprachgemeinschaft. Zugehörigkeit: ja – und gleichzeitig spürt man das Befremden, die Distanz des tiefenscharfen Durchblicks, den Schmerz über das So-Sein der Leute und der Verhältnisse. Und im „sie“ tauchen hier bereits die Veränderungen auf, die von außen hereinbrechen werden, die Moderne, der Fortschritt, der Strukturwandel, und mit ihnen die „Geldleute“ und „Parteiredner“, die Grundstücksmakler, Investoren, Unternehmer und Politiker. Das Kapital und seine Handlanger räumen gründlich auf mit dem Althergebrachten in diesem Nest Meisenlach. Meisenlach: Da schwingt für mich die Pfütze, der Tümpel ebenso mit wie der Wald und seine Rodungsschneisen. Meisenlach ist ein Bauerndorf, wo die Spatzen

das Wichtigste von den Dächern pfeifen, scheinbar kein Boden für hochfliegenden Aufschwung, da lachen ja die Hühner.

Noch auf der ersten Seite erläutert die Erzählerin die Ausrichtung und Bestimmung ihres Schreibens:

„Nehmen wir an, einer könnte über den Dächern schweben mit Augen und Ohren, die Wände und Mauern durchdringen, könnte unsere Gedanken lesen, unsere Gespräche belauschen, unsere verlorenen Worte aufheben – was alles nicht möglich wäre in der Wirklichkeit, aber hier: daß die Häuser sich auftun mit ihren Kammern, die verlaufenen Worte sich heimfinden in ihren Mund, daß die Menschen aufgemacht werden, daß du sie inwendig siehst.“ (S.7–8)

In den Zeitwörtern erkennt man Sinn und Ziel dieses Programms: „durchdringen“, „belauschen“, „aufheben“, „auftun“, „heimfinden“, „aufmachen“, „inwendig sehen“. Darum also ging es Elisabeth Engelhardt in ihrem Roman, um Wahrnehmung und Erkenntnis, Entlarven und Festhalten, um die Mentalität und Identität der Menschen ihrer Region. Um, wie es einige Zeilen später heißt, „unser Leben, wie es gelebt wird, hier wie anderswo“ zur Sprache zu bringen, in der persönlich erfahrenen „Wahrheit“ des Daseins. Ein ehrgeiziger, ein bewegender, ein auf beeindruckende Weise eingelöster Vorsatz.

Was wird erzählt? Es ist allerhand. Hanebüchen, bodenständig und glaubwürdig. Von den Dorfleuten mit ihrem Besitzerstolz und ihrer Habgier, ihrer Schadenfreude und Scheinheiligkeit, die sich das Maul zerreißten, den andern nichts vergönnen und alles Erdenkliche auf den Leib wünschen, die sich gegenseitig belauern, beneiden und betrügen, die sich verfeinden und geschlechterlang hasen. Von den Bauern, die ihre Äcker als Baugrund verkaufen wollen, um endlich ein schönes Leben zu haben ohne Armut, Schufferei und Dreck. Von der Ehefrau und Mutter Sophie, die in die Fabrik nach Nürnberg pendelt, um an der Stanzmaschine im Akkord das harte Zubrot für ihre Familie zu verdienen. Von dem hereingeschnittenen Windhund Harald, der die Bauerntochter Luise schwängert,

der Familie weismacht, er sei Geheimagent beim Militärischen Abschirmdienst und sich schließlich mit dem beträchtlichen Vermögen seiner Angetrauten aus dem Staub macht. Vom asozialen Außenseiter Abendroth, einem einarmigen Krüppel, dessen Bluthunde auf Mensch und Vieh losgehen, und der am Ende mit seiner verhaßten Frau den schwachsinnigen Sohn Attur umbringt. Dieser Dorfdepp, ein „Stinktier“ und „Bettelsack“, der „plemplemm“ ist, lebt in einer verrückten eigenen Phantasiewelt aus Fernseh-Abenteuern und Dorferlebnissen. Auf grandiose Weise schafft es Elisabeth Engelhardt, diese eigene verrückte Welt-Sicht Atturs mit Hilfe einer Zitat- und Montagetechnik sprachlich zu beschwören und nachzubilden. Die stillichere Kombination von Außensicht und Innensicht, der Wechsel der Perspektiven und Zeiten, die Sprach- und Stimmungsumschwünge von Mitgefühl zu Sarkasmus, von der wärmenden Identifizierung des „wir im Dorf“ bis hin zur scharfen Ablehnung der Leute dort am Land, – all das hat diese schreibende Eigenbrötlerin fabelhaft bewerkstelligt.

Zwei Ausschnitte sollen die Erzählweise und Art der Motivverknüpfung näher beleuchten. Im fünften Kapitel des Buches werden Menschen in der Nacht vorgestellt. Wie in einem Film wandert die Perspektive von einer Figur zur nächsten: erst zu Attur, dann zu Sophie, zum todkranken Bauern Stieglitz, schließlich zur Frau des Feuerwehrhauptmanns Vogel.

„Im Alkoven, hinter dem fadenscheinigen, großgeblühten Vorhang von unbestimmbarer Farbe, im knarrenden Bett richtet sich die Frau des Feuerwehrhauptmanns auf. Sie tastet nach den Streichhölzern auf dem Nachtkasten, der Kerze, zündet Licht an. Sie setzt sich auf die Bettkannte, sie ächzt, wischt sich den Schweiß mit dem Hemd vom Gesicht. Sie befühlt ihr geschwollenes Bein, die schmerzenden, großen, blauschwarzen Flecken, die Knoten, die Krampfadern. Die entzündete Haut um das offene Bein, um das wilde Fleisch, brennt. Sie hält sich am Bettpfosten fest, sie humpelt auf und ab in dem engen Raum zwischen Bett und Wand.

Was habe ich gehabt von diesem Leben? Kinder gebracht, Kinder aufgezogen. Für den Krieg, für den Tod. Sie dachte an die zwei Söhne. Ihre Fotografien steckten im Gesangbuch. Das war alles: Fotografien. Wir hätten es leichter, wenn sie noch wären. Das war alles, was ich hatte. Und was ich noch habe: einen krummgebeugten Rücken, offenen Beine. Schmerzen. Arbeit von früh bis in die Nacht. Sie stöhnt und hält sich am Bettpfosten fest und zieht ihr krampfes Bein hinterher. Aber es wird schon wieder werden, denkt sie, es wird wieder, und was von selber kommt, muß von selber gehen.“ (S. 34)

Ihr Mann, der Feuerwehrovogel, ist ein Schlamper und Sprüchemacher, einer, der fremdgeht und bloß Geld im Kopf hat. Er wird von den Bluthunden des asozialen Außenseiters Abendroth zum Krüppel gebissen. Am Ende des Romans bringt eine Kuh in seinem Stall mit Hilfe etlicher Männer, die er vom Sommernachtsball aus dem Wirtssaal holen muß, ein Kalb zur Welt, während seine Frau im Haus plötzlich und unerwartet verstirbt. Die große Synchronie dieser Welt also, die Gleichzeitigkeit von Kommen und Gehen, das Miteinander von Kreatürlichkeit und Tragik, beeindruckend in Sprache umgesetzt. 150 Seiten später ist diese Bäuerin also wieder in diesem Alkoven angelangt, ganz mit sich allein, im letzten Winkel ihres Daseins.

„Sie kroch zurück in das zerwühlte Bett im Alkoven, dunkel, muffig, vertraut, und gab sich der Euphorie dieser sonderbaren Stunde hin, einem Glücksgesang ohnegleichen, der ihren alten, ausgezehrten Körper durchflutete und nichts mehr mit ihm zu tun hatte, einem unvergänglichen Traum vorausseilend, sie wußte nicht, wann sie gesungen hätte allein für sich, in der Kirche, ja, wo das Krächzen einer Altweiberstimme unterging im Chor der vielen alten, brüchigen Stimmen, wenn die Orgel spielte, und jetzt sang sie für sich: „Der dich auf Adellers Fittichen sicher geführt, der dich erhält, wie es dir selber immer gefällt...“, sie wußte den Text nicht auswendig, nur Bruchstücke, wen störte das, schwerelos gleitend auf einem schäumen-

den, brausenden Strom, während an der Decke die Lampe gemächlich schaukelte im Wellengang. Sie hörte die Uhr schlagen, zwölf. Dröhnender Gong, der seine Beute durch den Ring treibt in die letzte Runde, genau wie damals, das fiel ihr jetzt ein, wie sie vor dem Herd lag, ohnmächtig in einer Blutlache, die größer wurde, sich zusehends ausbreitete, dunkelrot, auf den Fliesen, und sie entfernte sich um so weiter, je mehr Blut aus dem Leib quoll, entfernte sich leichtfüßig die windigen Straßen entlang in das verheißene Land, unbefleckt von Taten und Worten, auf den Flügeln einer schmerzlosen Stille wie Samt, und es war fast vergessen, aber die andern holten sie ein, die Kinder mit aufgerissenen Augen, sprachlosen Mündern, du mußt sorgen. Auch dies ausstanden, die Mühsal der armen Leute, die vergebliche Plage, der vergebliche Kampf, die vergebliche Qual, überwunden, sie war nicht mehr hilflos und fiel keinem zur Last.

Stimme aus dem Echo aller verlorenen Stimmen, warum hört niemand, warum fragt niemand, es war alles gesagt. Eingelullt in die sanfte, samtene Stille, die auch uns überwinden wird, und nun schon getrennt für immer vom Gerenne, Türenschlagen, der Unrast im Haus, das hinter ihr abgebrochen und eingeebnet werden sollte – die abgebrochenen Zelte, der Weg, an dem sie ausgesetzt worden war, und falls ihr eine Wahl gelassen wurde, die Wahl zwischen zwei Irrtümern, Zelte, Straßen, Irrtümer durcheinandergewirbelt im Trubel des Aufbruchs –, rutschte sie zur Bettkante, glitt hinunter, drehte sich, und ihre Hand griff ins Leere, spürte ein Stechen in der Hüfte, betäubt, betrunken im Rinnstein, im weichen Schnee.

Im Stall schob der Schmiedvogel den Arm in die Blase, keuchend vor Anstrengung, um das Kalb in die richtige Lage zu bringen. Die Kuh streckte den Kopf unter den Barren, zitternd, und blökte, den Buckel gewölbt wie ein Dromedar. Er bekam die Füßchen zu fassen, drehte sie dem Ausgang zu, und Emil reichte den Strick, den er oberhalb der weichen, blassen Klauen befestigte, schweißgebadet, indes der Feu-

erwehrvogel auf die Kuh einredete, beruhigend, monoton. Sie warteten, bis ihre Vorderläufe endlich einknickten, bis der schwere, aufgedunsene Körper in die Streu plumpste. Unentwegt redete der Feuerwehrhauptmann auf sie ein: „Es ist gleich vorbei, du hast es bald hinter dir, streng dich jetzt noch ein bißchen an“, und sie zogen gleichmäßig, vier Männer unter Aufbietung aller Kräfte. Das Kalb glitschte heraus, rehbraun mit gelben Flecken.

Der Schmiedvogel spülte den lehmfarbenen Schleim von den Nüstern. Betty rieb es trocken mit einer Handvoll Stroh, es erhob sich torkelnd auf seine unfügsamen Stelzbeine, versuchte es zwei-, dreimal, bis es aufrecht blieb, zitternd, schwankend, nur kurz, dann legten sie es der Mutter vor die Füße, die es beleckte, gewissenhaft und hingebungsvoll.

„Besten Dank, Männer“, sagte der Feuerwehrvogel.

„Wenn wieder was ist“, antworteten sie.

Einer um den andern verschwand in die lärmende Nacht, unschlüssig, ob sie noch einmal einkehren sollten, die bunten Lampions lockten, die immer noch gutbesetzten Tische im Freien, die erleuchteten Fenster und funkelnden Girlanden aus Glühbirnen, What Is Life, tönnte es aus der Musikbox im früheren Stall.

Im Alkoven brannte Licht, als der Feuerwehrvogel, redlich müde, erleichtert, weil alles gutgegangen war, sich zu Bett legen wollte.

„Es lag verkehrt herum“, sagte er, „ich hab’s gewußt, sie hätte es nie allein herausgedrückt“, und sein Blick fiel auf das leere, zerwühlte Kissen, er ging um die Betten, das Nachtlämpchen war heruntergerissen. „Großer Gott“, sagte er, was ist, nun sag doch einen Ton.“ (S. 185–187)

So endet das 22. Kapitel dieses Buches und ich zögere keine Sekunde: Für mich ist das Weltliteratur, in jeder Hinsicht. Prosa, bei der es im wahrsten Sinne des Wortes um Leben und Tod geht: „Es ist gleich vorbei, du hast es bald hinter dir, streng dich jetzt noch ein bißchen an“. Ein Roman, der mich immer wieder berührt und aufwühlt und beglückt.

Wenn Franken Literatur von solcher Güte hervorbringen kann, dann muß einem nicht bange sein.

Elisabeth Engelhardt starb 1978 mit erst 53 Jahren an Krebs. Ich wäre ihr sehr gerne einmal begegnet. Es ist komisch, aber obwohl ich sie nie kennengelernt habe, vermisste ich diese ergreifende Sprache, diese Erzählstimme, diese Integrität. Herzlich gerne hätte ich meinen Hut vor ihr gezogen...

Nun zu meinem zweiten Lieblingsroman, er heißt „Kinderlitzchen“ und wurde geschrieben von Horst Ulbricht. Auch ein Roman, der nach langen Jahren schließlich heimkehren konnte nach Franken. 1978 erstmals im renommierten Rowohlt Verlag in Hamburg erschienen, sorgte das Buch damals für eine Menge Gesprächsstoff und Schlagzeilen. Sein Verfasser, ein Nürnberger Radiojournalist beim Bayerischen Rundfunk, Jahrgang 1939, wurde dafür als Nestbeschmutzer beschimpft, beleidigt und bedroht, denn er hatte den Finger in eine versteckte Wunde gelegt und gezeigt: Da ist noch Eiter unter dem Grind. Brauner Eiter.

Dieses Buch wurde bundesweit besprochen und ausgiebig belobigt, selbst in Zeitungen in Zürich und New York. Dann versanken beide, Autor und Roman, wieder in Vergessenheit, bis der ars vivendi verlag in Cadolzburg dieses Buch dankenswerterweise 1995 erneut auf den Markt brachte. Und siehe, es war gut: packend, dicht und brisant wie am ersten Tag.

Der Roman beginnt und endet im bombardierten und zerstörten Nürnberg, doch erzählt wird eine Kindheit in G., das zwar dem historischen Greding nachgebildet ist, doch genauso gut auch – sagen wir – Gerolzhofen oder Gefrees meinen könnte, da es ans Eingemachte geht, hin zum Wesentlichen und Allgemeingültigen. Die drei Teile schildern das Kriegsende (1944/45), den sogenannten „Zusammenbruch“, die angebliche „Stunde Null“ in einem fränkischen Provinznest, den Einzug der Amerikaner sowie die ersten Volksschuljahre des jungen „H.“, der im Laufe der Lektüre vom Kleinkind zum etwa Achtjährigen daherwächst.

Mit seinen Augen sehen wir jene Zeit, wo „verdunkelt“ und „verhamstert“ wurde, wo

die „fliegergeschädigten“ und „ausgebombten“ Menschen sich das Maul zerrissen über „Goldfasane“, „Quäkerspeise“ und „Neger-schweiß“. Der Roman schildert alles andere als ein Kindheitsparadies. Keine Spur von Idylle oder Nostalgie. Das beginnt beim gefühlsarmen, opportunistischen Vater Max, einen „uka“ gestellten Postbeamten, den die Mutter Grete ständig als „Fettsack“ und „Schlappschwanz“ beschimpft. Aber auch die hat es in sich, denn diese hysterische Musiklehrerin keift und jammert herum, voller Mißmut, Neid und Selbstgerechtigkeit, wobei sie ihren Buben mit allen denkbaren Vorwürfen bombardiert:

„Diesmal antwortet Mama: er solle seine ewigen dummen Fragen unterlassen; überhaupt mache er ständig Lärm, sie wisse gar nicht, von wem er das habe, von ihr jedenfalls nicht; sie sei immer ein stilles Kind gewesen, ein braves, andere Kinder seien auch still, würden nicht dauernd die lieben Eltern stören, mit Fragen quälen; er solle endlich wieder in den Garten gehen, aber so, daß sie ihn von der Veranda aus sehen könne; sie müsse ihn im Auge behalten; er solle ja nicht wieder verschwinden, und nun solle er doch endlich verschwinden!“ (S. 40)

Und etwas später, als sie entdeckt, daß er mit einem Beil die Puppe eines Mädchens zerhackt hat, schimpft sie:

„Du bist überhaupt kein Kind! Meines am allerwenigsten. Ein Ungeheuer. Und so was habe ich unterm Herzen getragen; so was habe ich an meiner Brust genährt! Dabei habe ich während der ganzen Schwangerschaft in der Bibel gelesen ... Jemand, der so was macht, ist überhaupt kein Mensch; ein Vieh, ein Verbrecher ist der. Was Verbrecher? Ein Russ', ein Neger! Was soll ich denn noch tun? Tag und Nacht müßte man dich prügeln.“ (S. 47)

Horst Ulbricht gelingt es auf beeindruckende Weise, die kindliche Vorstellungswelt der Märchen, Hexen, Zauberer und Drachen mit dem Provinzalltag der Erwachsenen zu verschmelzen. Sein Roman ist das Ergebnis gewissenhafter, aufrichtiger Erinnerungsharbeit, ohne falsche Naivität und Verniedli-

chung. Er zeichnet die Vorstellungen, Gefühle und Haltungen eines Kindes nach, das mit Wörtern wie „Essess“ und „Kazett“ noch nichts anfangen kann und nicht versteht, was das heißt, daß „Juden“ zu Seife gemacht werden. Als der Bub mit der Mutter zum Christbaumholen in den Wald geht, macht er sich seine ganz und gar eigenen Gedanken dazu:

„Ob die Bäume jetzt tot sind? Dafür sind sie Weihnachtsbäume. Menschen müssen ebenfalls sterben, wenn sie Engel werden wollen, hat die Schwester gesagt. Ob die Bäume Weihnachtsbäume werden wollen? Er will nur groß werden, ein Engel kann er sowieso nicht werden, weil er nicht brav ist, nicht einmal gern singt, für einen Engel viel zu unmusikalisch ist. Überhaupt wird er Seeräuber, Mama wird ein Engel.“ (S. 23)

Dieser Kinderblick sorgt für einen herzhaften, herben Humor, entwaffnend und entlarvend zugleich. Wie in einem Spiegel erkennen wir darin eine merkwürdige, widersinnige Erwachsenenwelt. Tauben sind für den Buben heilige Geister. Als er an Weihnachten dem Sterben des geschlachteten Kaninchens zusieht, erscheinen ihm das Kruzifix in der Ecke und der liebe Gott in einem völlig neuen Licht: „ein Papa läßt den Sohn ans Kreuz nageln wie einen Hasen“ (S. 28). Ein SS-Offizier in der schwarzen Uniform mit dem Totenkopf drauf wird für ihn sofort zum umschwärmten Seeräuber und zum schwarzen Mann des Kinderverses. Als die Amerikaner da sind mit den vielen Negern, da findet er ein gebrauchtes Kondom und macht sich im Nu seine eigenen Gedanken dazu:

„Die binden die unten dran, damit sie nicht in die Hose brunzen, im Kampf. (...) Die Kampfneger binden diese Gummis vor der Schlacht um und können ununterbrochen kämpfen, ohne einmal pinkeln zu müssen“ (S. 106).

Dieser Kinderblick ist komisch und beklemmend zugleich, denn er zeigt uns sowohl eine groteske Realität als auch viele erbärmliche Erwachsene, stumpfsinnige, scheinheilige und vorteilssüchtige Gestalten, anfällig für Gemeinheit und Gewalt, Haß und Verrat. Sie streiten und keifen, belauern und beneiden sich, sie heucheln und hetzen und werden

bloßgestellt mit ihrer furchtbaren Falschheit und Beschränktheit. Bedrückend ist es, wie sie das Kind einschüchtern und zusammenstauchen, es unterdrücken und verbiegen. Beklemmend ist es zu beobachten, was es für den Buben bedeutet erwachsen zu werden. Er macht es nämlich wie die Erwachsenen: Er wird bössartig und gewalttätig, er lügt, prahlt und stellt Fallen, er quält „Flüchtlingsbember“, verprügelt Schulkameraden und hintergeht den Pauker, einen kriegsversehrten Stalingrad-Veteran mit schwarzer Rohrstock-Pädagogik. So wird man erwachsen, ein Großer.

Dieser Junge ist eine Art fränkischer Bruder des Blechtrommlers Oskar Matzerath. Ähnlich wie bei Grass wird diese originelle Romanfigur durch einen dazu passenden Stil formal ausgestaltet. Horst Ulbrichts Roman besticht durch die Unmittelbarkeit seiner Bilder, Szenen und Dialoge, sie sind atmosphärisch stimmig und dicht verknüpft. Verstärkt wird dies durch die episodisch-chronologische Reihung, die verknäppte, lakonische Sprache und das Präsens als Zeitstufe permanenter Gegenwärtigkeit. Wunderbar werden Distanz und Nähe verbunden, die Er-Perspektive mit der häufigen indirekten Rede läßt den Leser alles mit den Augen des Buben sehen und setzt sich gleichzeitig ab vom bloß kinderfrommen, altklugen Kind. So wird die Eigenart des Kindlichen gewahrt und zugleich das Zeittypische der ebenso banalen wie dramatischen Wirklichkeit freigelegt. Der Titel „Kinderlitzchen“ fängt das ein: Alltagsbanalität, Kinderspiel und todernte Realität. Das Buch zeigt, daß es keine Stunde Null gab, daß sich das Entsetzliche nur in ein neues Gewand kleidete und das meiste eh beim Alten blieb.

Dieser Roman gehört für mich zum Besten, was je über Kindheit, Nationalsozialismus und Franken geschrieben worden ist. Großartige Prosa – „Nestbeschmutzung“ und „Heimatliteratur“ vom Feinsten.

Elmar Tannerts aufsehenerregender Roman „Der Stadtvermesser“ ist das dritte erzählerische Werk, von dem ich schwärmen möchte. Es wurde beim Erlanger Poetenfest im August 1998 der Öffentlichkeit vorgestellt und sein 1964 geborener Autor dafür im fol-

genden Jahr zu Recht mit dem Bayerischen und dem Nürnberger Kulturförderpreis ausgezeichnet. Das ist ein großartiger Erfolg und durchaus keine Selbstverständlichkeit, denn der Roman ist ein wunderbar schwieriges Buch, idealer Stoff für einen konzentrierten, empfangsbereiten Leser, dem Franken am Herzen liegt. Ohne Zweifel handelt es sich um einen Nürnberg-Roman, denn die fränkische Metropole ist real im Text stets auffindbar und dennoch bis zur völligen Kenntlichkeit verfremdet. Wir treffen Peter Henlein und Albrecht Dürer, stoßen auf Harsdörffers Trichter und die erste Eisenbahn, auf Nürnbergs Straßenbahnlinien und Peepshows, seine U-Bahn und sein Neues Museum, das Märzfeld und den Südfriedhof, das Frachtpostzentrum und das Südklinikum, die Achse der Macht von der Großen Straße bis hinauf zur Kaiserburg, jene Achse, wo man heute die Nürnberger Nachrichten findet mit ihrem Zeitungsmonopol sowie die megagigantischen Multiplexkinos mit ihrem „Gauleiter der Bilder“.

All das und noch viel mehr taucht auf in diesem Roman. Aber ist es überhaupt ein Roman? Ist es nicht vielmehr ein literarisches Vexierspiel, bei dem vieles rätselhaft und so manches im Dunkeln bleibt? Mit Sicherheit ist es ein Werk mit einer ganz eigenen Vision und Sprachkraft, voller Zauber und Aberwitz, einmalig und unerreicht in der fränkischen Gegenwartsliteratur.

Worum geht es? Schwer zu sagen. Es geht um allerhand, ja – es geht um alles.

Da ist der Stadtvermesser, der dem Auftrag nachgeht, schrittweise die Qualität seines Wohnortes Nürnberg zu vermessen, das Ausmaß seiner Verwüstung und Verödung genauer zu bestimmen. Dabei tun sich wahrhaft exzentrische Perspektiven auf. Ein Panoptikum entsteht, in dem die Dinge das Sagen haben und die Menschen das Nachsehen. Ein Wasserfleck fängt an zu erzählen, ein Schnürsenkel, ein Überwachungsspiegel, ein Fünfmarkstück, ein Straßenbahntunnel, ein KZ-Stollen, ein Gespräch, ein Traum. Ja, es ist auch ein romantisches Buch, wo Gegenstände belebt sind und als Alltagsgenossen das menschliche Leben besprechen, wo die vertraute Gegenwart zugleich verwunschen

wirkt und unheimlich verwünscht. Sehnsucht brennt darin „nach der Wunderbarkeit des Lebens, die ich ahne, die ich spüre, seit ich ahnen und spüren kann, und die ich noch niemals fassen konnte“ (S. 85).

All diese Erzählungen fügen sich zusammen zu einer Art literarischem Oratorium, belebt mit den unterschiedlichsten Aufnahmen, Stimmen und Figuren, vollkommen unerhörten Tönen, mit Nachrufen auf Vergangenes und Wehklagen über unsere Zivilisation. Es ist für mich auch ein radikal sozialkritisches Buch, ein Aufschrei gegen die Ver-zweckung und Verarmung der Welt, gegen die Entseelung und Entmenschlichung unseres Lebens. Ein Text, der Sinn, Seele und Identität für sich einfordert inmitten einer herzlosen, materialistischen Konsumwelt: „Die verunwesten Dinge greifen nach unserem Wesen, weil wir ihnen das ihre genommen haben.“ (S. 111) In dieser Erzählung wird Anklage erhoben gegen die Macht und Gewalt dieser alles vereinnahmenden Konsumwelt, gegen die Diktatur der Marktanteile, Erfolgsquoten, Aktienkurse und Gewinnzahlen, gegen die Gleichschaltung und Fernsteuerung der Menschen durch völlig überflüssige Daten und Waren, kommerziell hergestellte Bedürfnisse und massenhaft vorgefertigte Bilder, Moden und Phrasen.

Dieser Roman erscheint mir rätselhaft wie Kaspar Hauser, ausgestattet mit einer ähnlich kindhaften Verwunderung: Der Kaiser ist ja nackt! ruft er. Eure Kaiserburg ist ja hohl und leer! Das, was ihr Fortschritt, Wohlstand, Technik und Globalisierung nennt, das macht euch bloß ärmer und ortloser, abhängiger und fremdbestimmter! Schaut euch doch um! Wie gesichtslos, geschmacklos, geistlos, gottlos, gnadenlos alles geworden ist! Die flächen-deckende Verödung unserer Städte und unseres Landes durch Einkaufszentren, Gewerbeparks, Reihenhausiedlungen, Tankstellen, Schnellrestaurants, Ausfallstraßen und Autobahnraststätten – auch das ist ein Thema in diesem Roman. „Als man die Engel vom Himmel vertrieb, erstarrten sie zu Zeichen und fielen zur Erde.“ (S. 105) „Zeichen sind so kalt, daß sie Wege und Orte verbrennen.“ (S. 45) „Im Umkreis eines Zeichens verdorren Wurzeln und Äste.“ (S. 112)

Mein Lieblingskapitel in diesem Roman heißt *Via Dolorosa* (S. 43–46). Ein pensionierter Straßenbahnfahrer erzählt uns von einer Fahrt der Linie Einundzwanzig, mitten im Winter, vom Norden Nürnbergs hinaus zum Dutzendteich:

„Die merkwürdigsten Fahrgäste kamen in einer Winternacht nicht lange nach dem Krieg um ein Uhr dreiundzwanzig, kurz vor der letzten Fahrt. Ich stand mit leerem Zug an einer Wendeschleife im Norden der Stadt, wo der Trichter sich dem Himmel öffnet. Der Schaffner hatte sich im Beiwagen schlafen gelegt; seit über einer Stunde war kein Fahrgast mehr zugestiegen. Da sah ich von Norden drei Könige kommen, gemessenen Schrittes; sie waren gekleidet in seidene Gewänder. Ich warf meine Zigarette in den Schnee. Die drei Könige grüßten, und der erste fragte mich nach der *Via Dolorosa*. Die *Via Dolorosa* ist in Jerusalem, sagte ich ihm, dessen Gewand so seltsam starre Falten warf, daß es einem verbeulten Ofenrohre glich. Er antwortete, wenn wir nicht fehlgegangen sind, so müssen wir in Klein-Jerusalem angelangt sein; mit einem Auge sah er mich an, mit dem anderen sah er an mir vorbei. Man sagte uns, auch Klein-Jerusalem, welches meine und des Zeitvermessers Heimatstadt ist, habe seine *Via Dolorosa*. Wir sind gekommen, sie zu vermessen. Wir bitten Euch, bringt uns dorthin. Der zweite zog eine Uhr aus einer Tasche seines fließenden Gewandes und maß die Zeit und sagte, sie sei der Vermessung günstig: Das Zeichen des Sonnenrades sei untergegangen und die neuen Zeichen seien noch nicht aufgegangen; in der Zeit zwischen den Zeichen aber habe die Stadt ihre wahre Größe. Der dritte zog ein Buch aus der Tasche seines schwarzen Gewandes, schlug es auf und las darin stumm, mit bebenden Lippen. Dann sagte er: Die hiesige *Via Dolorosa* ist länger und breiter als diejenige in Jerusalem, doch leichter zu vermessen, denn sie ist schnurgerade; eintausendsechshundert Meter lang und sechzig Meter breit. Da wußte ich, was die drei Könige meinten, und fragte sie: Warum wollt Ihr sie vermessen, wenn Ihr die Maße wißt? Der erste

sagte: Ich vermesse das Maß des Wahnes und des Schmerzes, mit dem sie erbaut wurde. Der zweite sagte: Ich vermesse die Zeit, in der sie erbaut wurde. Der dritte sagte: Ich vermesse die auf ihr gefallenen Worte. Sie stiegen ein, und wir fuhren durch die schlafende, von weißer Kälte überzogene Stadt, die damals noch viel größer war.

Am Hauptbahnhof verließ ich meine Linie, fuhr nicht über den Ring zum Depot Maximilianstraße, sondern bog ab in Richtung Süden, auf die Tunnelstrecke. An der Haltestelle Tristanstraße, kurz vor dem ersten Tunnel, wandte ich mich einmal um: Der erste König hatte zu zeichnen begonnen; mit einem Auge sah er auf seinen Skizzenblock, mit dem anderen sah er zum Fenster hinaus. Der zweite fing meinen Blick auf, sah auf seine Taschenuhr, sah wieder zu mir und nickte und lächelte. Der dritte las in seinem Buch; ob er einen Psalm las, weiß ich nicht. Im Beiwagen lag noch immer auf einer Sitzbank schlafend der Schaffner; auch als wir an der Bayernstraße, zwischen den Tunnels, die Wendeschleife kreuzten, erwachte er nicht. Entlang der ehemaligen Allersberger Straße schimmerten die Wiesen des Volksparkes Dutzendteich in der hellen Nacht. Ich hörte einen der Könige mehrere Male murmeln: Der Stapfen im Schnee tut im Herzen mir weh; es klang wie ein Gebet. An der Bauernfeindstraße lagen, wer weiß, ob wieder oder noch, die Geleise der alten Stadionlinie; sie glänzten wie geträumt; ich wagte nicht, sie zu befahren; ich bremste den Zug ab. Nur weiter, nur immer weiter! riefen meine Fahrgäste; und so fuhr ich bis zur Wendeschleife an der *Via Dolorosa*. Dort stiegen die drei Könige aus. Vom Beiwagen stolperte schlaftrunken der Schaffner heran. Die Kälte schmerzte. Der zweite König maß die Zeit und mahnte zur Eile: Bis zum Morgengrauen muß die Vermessung beendet sein. Die Könige verabschiedeten sich. Der dritte sagte: Wenn die neuen Zeichen da sind, kommen wir wieder, ihre Kälte zu vermessen. Und ihre Formen und Farben, ergänzte der erste. Die Kälte des Winters ist ein Nichts gegen die

Kälte der Zeichen, sagte der zweite; Zeichen sind so kalt, daß sie Wege und Orte verbrennen. Dann wandelten sie auf der *Via Dolorosa* von Stein zu Stein, als sei jeder Stein ein Ort. Hatten die Herren Fahrscheine? fragte der Schaffner. Nein, sagte ich; doch wer die Geleise dort hinträumt, wo er fahren will, muß für die Fahrt nicht bezahlen. Wir machten uns auf den Rückweg. An der Bayernstraße nahm ich den linken Tunnel, fuhr die Frankenstraße entlang, durch die Gugelstraße, Landgrabenstraße, Bauerngasse, vorbei am Rochusfriedhof, nach links in die Fürther Straße und immer geradeaus zum Depot Maximilianstraße. Als wir dort ankamen, fehlte uns nichts von der Zeit. In den Jahren danach habe ich oft, wenn ich in der Spätschicht die Einundzwanzig fuhr, an der Endstation nach den drei Königen Ausschau gehalten. Sie kamen nie wieder. Heute fährt man unterirdisch nach dort, wo der Trichter sich dem Himmel öffnet; unterirdisch fährt man auch zur *Via Dolorosa*. Wer weiß, ob die Könige den Eingang zur Untergrundbahn fänden, ob sie das Zeichen *U* zu deuten wüßten. Prozessionen von Tausenden von Menschen schreiten in Nürnberg durch jeden neubauten Tunnelabschnitt, bevor man ihn dem Verkehr übergibt. Die Pfarrer sprechen den Segen; unterdessen wählen die Götter der Unterwelt aus der Prozession ihre Opfer aus.“ (S. 43–46)

Was für eine grandiose Straßenbahnfahrt! Phantastisch und hintergründig, märchenhaft und kunstvoll! Diese drei Fahrgäste werden dann später auch beim Namen genannt; es sind Albrecht Dürer, der Vermesser der Proportionen und der Formschönheit, Peter Henlein, der Vermesser der Zeit, und Martin Luther, der Glaubensvermesser. Sie kommen daher als die drei Könige und sind gekleidet wie Dürers berühmte Apostel. Elmar Tannert hat Nürnberg für uns in einen wahrhaft magischen Ort verwandelt und literarisch aufgehoben, so daß dieser Ort eine große geschichtliche, gedankliche Tiefe gewinnt und zugleich poetisch zu leuchten vermag. Es ist ein Roman, den man gut und gern zehnmal, zwanzigmal lesen kann, ohne jemals das Gefühl zu

verlieren, jede neuerliche Lektüre eröffne wieder andere Gedankengänge und Einsichten. Das ist große Literatur. Ein traumhafter Raum für starke Köpfe. Für mich ist es das Beste, was ich je über Nürnberg gelesen habe. Ein Buch, das an jedem fränkischen Gymnasium, an jeder bayerischen Universität gelesen werden müßte. Immer wieder. Wer das nicht kennt, dem fehlt in der Tat ein Herzstück fränkischer Gegenwartsliteratur.

Diese drei Romane beweisen für mich eines: In Franken kann große Literatur genauso zur Welt kommen wie in Berlin oder in New York. Aber auch auf dem Felde der Dialektliteratur braucht sich Franken keineswegs zu verstecken. Hier sind in den letzten Jahrzehnten hervorragende Gedichte entstanden, und einige möchte ich Ihnen hier kurz vorstellen, nicht zuletzt um Autoren meine Reverenz zu erweisen, auf deren Schultern ich selbst ja auch stehe und mir nach allen Himmelsrichtungen den Kopf verdrehe.

Der 1926 geborene Gottlob Haag gehört neben Wilhelm Staudacher zu den wichtigen Dialektautoren der sechziger Jahre, jener Dekade vor der großen Mundartwelle der siebziger Jahre. Eines seiner Gedichte geht mir seit Jahren nicht mehr aus dem Kopf, weil es so wahrhaft, so schmerzlich ehrlich und traurig das Kreuz unserer Geschichte ins Bild gefaßt hat.

Es heißt „Dr Herrgott“:

E' uralder Mou is er,
mit en lange, schnäeweiße Boert,
der alles sicht und waaß,
hat mir früher
mei' Großmueder verzeihlt.

I hob's ere glaabt,
lang glaabt,
bis zu denn Dooch,
wu i' en uralde Mou
mit'n lange, schnäeweiße Boert
uff' dr Schtroeße gseeche hob.
Zwische e'boer Soldate
is'er drhiitorcht.
Sie hewe uff'en neiigschlooche
und gschrie:
„Gäehzue und laaf,
du schtinketer Jud!“

Sie hewe'n eiigsperrt,
gfoltert und drangsalieret
und er hat niee gjammert
und kloocht,
aa nit, wu's'en
doetgshlooche hewe.

E' uralter Mou
wäer dr Herrgott,
der alles sicht und waaß,
mit'en lange,
schnäeweiße Boert,
hat mir mei' Großmueder
verzeihlt.

Und i' hob's gseeche,
wie's'en doetgshlooche hewe.

Dieses Gedicht von Gottlob Haag hat nichts von seiner Brisanz und Leidträchtigkeit eingebüßt, es zählt für mich zu den Höhepunkten fränkischer Dialektpoesie. Glänzende, sprachbewußte Heimatliteratur im Schatten der blutigsten Untaten.

Einige frühe Gedichte von Fitzgerald Kusz lernte ich im Leistungskurs Deutsch kennen, bei einem Lehrer, der in Schlesien geboren und als vaterloses Flüchtlingskind nach Franken vertrieben worden war. Ein Text hat mich damals ganz besonders angesprochen – und er spricht uns heute noch genauso unmittelbar und treffend an. Sein Titel: „feich“.

babiäkörb oozindn
weils su schäi raung doud
glodeckl oomondiän
daß kannä mäiä scheißn koo
delefonheislä hiimachn
weil ann suwisu kannä oorufn doud
hoknkreizä an di wend moln
weils su leichd is
obbä in dä erberrd
di goschn ned aufbringä

Gefallen hat mir der Text damals zunächst deshalb schon, weil Kraftworte darin vorkamen, die wir in unserem Sturm und Drang tagtäglich zuhau benutzen: Scheiße und Goschen. Das war weder unanständig noch derb oder beleidigend, das war lebendige Mundart, klangvoller Ausdruck von Gefühl, „voll aus dem Bauch heraus“, wie man das heute nennt, „voller Power und Feeling“. Mundartgedichte, das spürte ich, können also auch etwas aussagen, Tiefgang haben, kri-

tisch, schwermütig und poetisch sein. Erst viele Jahre später trieb der damals in meinem Bewußtsein gelegte Keim seine unvorhergesehenen Blüten und Blätter.

Fitzgerald Kusz in Nürnberg und Gerhard C. Krischker in Bamberg sind die zwei wichtigsten Dialektautoren, die ihre wegweisenden Texte vor allem in den siebziger Jahren verfaßten und veröffentlichten. Einer aus der jüngeren Generation ist der 1955 geborene Mittelfranke Günther Hiebleitner, der zu den Stillen und Integren im Lande gehört. 1997 erschien sein bemerkenswerter Gedichtband „Eipflanzl und Wurzln gschloong“, in dem sich das folgende Gedicht befindet, das mit sprachlicher Genauigkeit und trefflicher Lakonie das Lebensgefühl der jungen, maulfaulen, von „irgendeiner“ unklaren Sehnsucht heimgesuchten Kerle einfängt, die am Wochenende „auf Tanz fahren“, hinein in die feuchte, fröhliche, lautstarke Nacht: „Ärcherdwie“.

Di Dschiens
a frisch gwaschns Hemmerd
und an Fuchzger
vo dä Oma

Frooch mi nedd
ärcherdanner fährd scho
ärcherdwuhie

A Musigg iss doch immer
und ieberoll
homms nu gwißd
woss mä saufn
ärcherdwoss hald
bloß
nedd zu weng

Und Weiber
hadds nu immer geem
de ärcherdwoss meeng

Ärcherdanne
wadd scho
ärcherdwo

und hammkumma
dämmer aa
ärcherdwo
mit ärcherdwemm
ärcherdwenn

Ich habe Ihnen nun drei Romane und drei Mundartgedichte vorgestellt; solche Texte

werden geschrieben von eigenbrötlerischen Schrift-Menschen, praktisch im Alleingang, von jemandem, der sich wie besessen arbeitet an seinem Thema und seinem Schmerz, seinem Ort und seiner Sprache. Von solchen Einzelgängern lebt die gesamte Kulturgeschichte. Aber sie brauchen Vermittler, Förderer, Publikum, Verlage, ihre Werke müssen betreut, veröffentlicht und unters Volk gebracht werden. Daran hapert es in Franken schon. Es ist kein Zufall, daß alle drei Romane und der Gedichtband von Günther Hiebleitner im selben Verlag erschienen sind, nämlich im Cadolzheimer ars vivendi verlag. Er ist zwar erst zwölf Jahre alt, hat aber in diesen wenigen Jahren schon Dutzende von wundervollen Büchern auf den Markt gebracht. Auch das ist das Werk eines besessenen Einzelnen. Norbert Treuheit kehrte nach dem Magisterstudium in Erlangen, der Lektorentätigkeit in England und einem Aufbaustudium der Buchwissenschaft in München zurück nach Mittelfranken, um 1988 in seinem Heimatort Cadolzburg den verlag ars vivendi zu begründen, der in kurzer Zeit zum wichtigsten Literaturverlag Frankens aufstieg. Es begann zunächst mit Kneipen- und Restaurantführern, mit Belletristik sowohl in Mundart als auch im Standarddeutsch, ging dann weiter mit Kunstkalendern und Bildbänden, inzwischen erscheint hier eine vielerorts gelobte vollständige, neu übersetzte, zweisprachige Shakespeare-Edition. Norbert Treuheit ist es gelungen, mit viel Mut, Ausdauer, Fleiß, Phantasie, Geschmack und Urteilskraft ein Verlagsprogramm aufzubauen, dessen Profil und Niveau seinesgleichen sucht. Für die fränkische Gegenwartsliteratur ist der ars vivendi verlag ein Geschenk des Himmels. Heute, wo es die Oberfränkische Verlagsanstalt, den Peter Verlag in Rothenburg und Glock und Lutz in Nürnberg nicht mehr gibt, wo vom Verlag Nürnberger Presse, vom Stürtz- und vom Echter-Verlag in Würzburg im Bereich zeitgenössischer Prosa und Lyrik keine Inspiration und Innovation mehr ausgeht, da ist dieser ars vivendi verlag die rettende Heimstatt für so viele fränkische Autoren: Elisabeth Engelhardt, Horst Ulbricht und Elmar Tannert habe ich schon genannt, Wolfgang Buhl, Hermann Glaser,

Michael Zeller, Bernhard Windisch, Fitzgerald Kusz, Klaus Schamberger, Günther Hießleitner, Harald Weigand wären zu ergänzen, ebenso natürlich die Altmeister Jakob Wassermann und Hermann Kesten. Wichtige Anthologien kamen zustande wie das von Michael Zeller betreute fränkische Lesebuch „einwärts:auswärts. Prosa einer Landschaft“ (1994) und Steffen Radlmairs wichtige Anthologien „Best of Mundart“ (1998), „Das Nürnberg-Lesebuch“ (1994), „Nürnberger Ansichten“ (1999). Nächstes Jahr erscheint hier Angela Baumanns Roman „Steinstorben“, der für einen bestimmten Ort in Franken eine Art literarisch-phantastische Geschichtsschreibung leistet. Auf solche Bücher kann man sich nur freuen, – und dem Verlag viel Erfolg, Lob und allseitige Unterstützung wünschen.

Ach, so vieles müßte man wieder für heutige Leser verfügbar und geistig präsent machen, z. B. Jakob Wassermanns Roman „Das Gänsemännchen“, Bernhard Kellermanns Roman „Schwedenklees Erlebnis“, Adam Scharrers ergreifende Romane „Vaterlandslose Gesellen“, „Aus der Art geschlagen“ und „Maulwürfe“, oder die Erzählungen von Leonhard Frank und Leo Weismantel. Es ist eine Schande, daß sich kaum einer in Franken solcher Bücher annimmt. Warum ist dies für unsere Bezirkspolitiker kein Anliegen? Wieso gibt es keine Fränkische Bibliothek als feste Buchreihe? Weshalb werden Fränkische Klassiker für die Schüler und Lehrer in Franken nicht in günstigen Ausgaben zur Verfügung gestellt? Das wäre zukunftsweisende Kulturförderung!

Woran es der fränkischen Gegenwartsliteratur fehlt, das sind meines Erachtens drei Dinge: Tradition, Selbstbewußtsein und eine engagierte Öffentlichkeit, die ihre regionale Literatur schätzt, pflegt und unterstützt. Eine lebendige regionale Kulturtradition, wie sie etwa Altbayern aufzuweisen hat, – ich nenne nur Namen wie Ludwig Thoma, Oskar Maria Graf, die Biermösl Blosn oder Gerhard Polt –, sehe ich in Franken nicht. Das hat historische Ursachen und Auswirkungen bis heute. Wir sind auf einem guten Weg, schön und gut, Namen wie Fitzgerald Kusz, Wolfgang Buck oder Frank-Markus Barwasser können das

belegen, aber so vieles muß noch wachsen und gedeihen. Leider sind geistige Anreger wie Wolfgang Buhl oder Hermann Glaser heute dünner gesät als noch vor dreißig Jahren, wahrscheinlich auch die finanziellen Mittel. Leider zielt man in einer so wichtigen Institution wie dem Studio Franken des Bayerischen Rundfunks (wie in der kitsch- und klamauksüchtigen Öffentlichkeit generell) heute auch eher nach quotenträchtiger Unterhaltung und inhaltlicher Unverfänglichkeit als nach Anspruch, Wagnis und künstlerischer Innovation.

Selbstbewußtsein sagt man uns Franken ja ebenso wenig nach wie Charme oder Lebensfreude. Und wie bei den meisten Klischees, so ist auch hier viel Wahres dran. Selbstbewußtsein heißt für mich in erster Linie, sich seiner eigenen Art und Vergangenheit bewußt zu sein, d.h. ein Wissen zu besitzen von Dichtern, Werken und künstlerischen Traditionen in Franken, von seinem Liedgut, seiner politischen Geschichte, seiner Natur und Volkskultur.

Natürlich haben in diesem Bereich die Nazis aufs schrecklichste gewütet und den Boden verbrannt und vergiftet, so daß ein Nachgeborener wie ich Worte wie Volk oder Heimat nur schwer mit ganzem Herzen für sich annehmen kann. Dieses gespaltene Verhältnis zur eigenen Herkunft stellt bis heute eine Altlast des Nationalsozialismus dar. Das ist nicht gut so, aber so ist es. Hier muß so vieles wieder wachsen. Es ist traurig, daß heute Kinder in der Familie und der Schule hierzulande so wenig über kulturgeschichtliche Traditionen in Franken erfahren, seien es etwa Flurnamen, Volksbräuche, Speisen, Volkslieder, Ortssagen oder Mundartausrücke. Wie wir in Franken mit unserem eigenen Dialekt umgehen, das ist bezeichnend für unseren Umgang mit unserer eigenen Kultur. Durch die Mundart fühlt sich ein Franke doch zunächst ertappt und peinlich berührt, sie wird verschämt verborgen und überspielt. Selbstbewußtsein heißt aber, zur eigenen Herkunft zu stehen, sich zur eigenen Mundart und Region zu bekennen, ihren Sprachschatz am Leben zu erhalten, ihre Schatten und Grenzen ausdrücklich offenzulegen und anzunehmen. Der Vergleich mit anderen Dia-

lektregionen, etwa in Italien, Spanien oder Schottland, könnte uns da manches aufzeigen, was Selbstbewußtsein, Stärke und Ausstrahlung anbelangt.

Literaturpflege ist das dritte, was ich vermisse. Pflegen heißt etwas wertschätzen, es ehren, sich darum kümmern und sein Gedeihen mit Teilnahme verfolgen. So wie man ein Tier oder einen Garten pflegt, wie man eine Freundschaft und sein Äußeres pflegt, so müßte eine Region, der ihre Identität und Kulturgeschichte ein Herzensanliegen ist, auch mit ihrer Literatur umgehen. Davon kann aber in Franken keine Rede sein. Doch eine Gesellschaft, die ihre eigene Kultur nicht hochschätzt, betreibt letztlich Ausverkauf und wird zum Spielball der trivialsten Einflüsse von außen.

Ach, Fragen über Fragen tun sich hier auf. Wieso gibt es eigentlich keinen Lehrstuhl für fränkische Literaturgeschichte, so wie es in München einen für bayerische Literaturgeschichte gibt? Könnte es nicht einen Stiftungslehrstuhl oder eine Gastprofessur geben für fränkische Literaturgeschichte, ausgestattet mit einem finanziellen Grundstock von Seiten einheimischer Unternehmer, Mäzene und Einrichtungen? Wenn man sich Wolfgang Buhs Standardwerk „Fränkische Klassiker“ aus dem Jahre 1971 ansieht, – ebenfalls längst vergriffen, nicht wieder aktualisiert oder neu aufgelegt –, dann kann man nur sagen: Wir haben doch einiges zu bieten, von Wolfram von Eschenbach, Walter von der Vogelweide, Hans Sachs, Harsdörffer, Jean Paul, Platen, Rückert, Penzoldt, Wassermann bis zu Engelhardt, Ulbricht, Kusz und Tannert. Zumindest eine Art vorläufiger Bestandsaufnahme hat der Nürnberger Abendzeitung-Redakteur Dieter Stoll in seinem Buch „Selbstporträt. Literatur in Franken“ vorgenommen, das 1999 im ars vivendi verlag erschien.

Warum gibt es kein kanonfähiges Fränkisches Lesebuch, keine Fränkische Literaturgeschichte, die in den Schulen wirklich Zuspruch und Verwendung finden? Wir treiben Schindluder mit unserer Identität und Tradition und halten uns dabei auch noch für up-to-date, tolerant und weltoffen in Zeiten globaler Vernetzungen. Aber wer sich selbst

nicht kennt, der ist und bleibt ein Dummkopf und eine Marionette.

Warum gibt es kein Jahrbuch für fränkische Gegenwartsliteratur? Eine Dokumentation über das, was im Laufe eines Jahres in und über Franken veröffentlicht worden ist. Hier könnten die Regierungsbezirke wirklich zukunftsweisende Grundlagen schaffen, um eine fränkische Identität zu befestigen. So etwas halte ich langfristig für viel wichtiger als skandalös teure Image-Kampagnen, strohfeuerrelle Event-Spektakel und Fränkische Weihnachts- oder Fastnachts-Sendungen. Das Feigenblatt der Kultur- und Förderpreise ist einfach nicht genug. Der „Fränkische Sommer“ ist eine gute Veranstaltungsreihe, doch auf dem schwer zu bestellenden Felde der Literatur vermisse ich ähnliche Bemühungen. Gut, es gibt das von Dr. Wolf Peter Schnetz maßgeblich auf den Weg gebrachte, sehr erfolgreiche Städteprojekt „Literaturlandschaft Franken“, aber wie lange denn noch? Warum greifen das denn die drei fränkischen Bezirksregierungen nicht freudig auf und beteiligen sich beherzt daran? Warum gibt es kein alljährliches Mundartfestival wie in anderen Regionen, z. B. in der Pfalz und im Saarland? Auch das heißt lebendige Literaturpflege. Man muß animieren, ermutigen, anleiten, unterstützen. Das geschieht hier viel zu wenig.

Warum gibt es keinen ernsthaften Mundart-Wettbewerb für junge Autoren in Franken? Anstoß und Ermutigung sind doch von entscheidender Bedeutung. Das weiß ich aus eigener Erfahrung. 1989 fand ich eine Meldung in den Nürnberger Nachrichten, daß die Bayerischen Mundartfreunde in München den Ossi-Sölderer-Preis vergeben für junge Mundartautoren unter 27. Aufs Geratewohl schickte ich fünf Gedichte hin und gewann prompt den ersten Preis. Mit der Preissumme von 2000 Mark kaufte ich meinen ersten Computer, auf dem danach meine ersten Bücher, Stücke und Erzählungen das Licht der Welt erblickten. Damit begann ich erst, mich als Schreibenden richtig zu entdecken und zu erfahren. Ohne diesen Wettbewerb, zumal ausgerechnet in München, davon bin ich fest überzeugt, gäbe es mich als fränkischen Dialektschriftsteller heute nicht,

genauso wenig wie es ohne den ars vivendi verlag meine Bücher wohl je gegeben hätte. Und auch dieser Vortrag hier hätte nie stattgefunden.

Vor zehn Jahren schickte ich eine Handvoll Texte an Fitzgerald Kusz, der mich an Norbert Treuheit weiter verwies. So kam ich zum ars vivendi verlag, wo alle meine Bücher erschienen sind. Darüber bin ich froh und dankbar. Mein Anliegen war es, meine mir zugefallene Muttersprache, die bäuerlich geprägte Mundart des Aischgrunds, als Literatursprache ernst zu nehmen und zu bearbeiten. Ich wollte nicht bloß den Leuten aufs Maul schauen und ihnen heiter-besinnliche Verse ablauschen. Bloß aufschnappen und wiedergeben ist zuwenig. Da darf man nicht stehenbleiben, wenn dauerfähige Literatur herauskommen soll. Fundsachen sind schön und gut, aber es muß etwas Eigenständiges dazukommen, kreative Bilder, Kunstgriffe, Kombinationen, die originelle Handhabung von Sprache und Form. Ein Schreiner macht seine Möbel ja auch nicht aus gefundenen Holzstücken. Rilke, Benn, Brecht und Enzensberger schrieben auch nicht die Sprache des Mannes auf der Straße, sondern sie diente ihnen als Fundgrube und Material. Lyrik braucht die ganz andere Dimension, das Merkwürdige, das Unerhörte. Kunst beginnt ja da, wo Nachahmung und Widerspiegelung aufhören. Was mir vorschwebte, das war Dialektpoesie, die geistreich war, kunstvoll, poetisch, sprachmächtig und formbewußt, geschichtsträchtig und zeitheimisch.

Deshalb möchte ich mit drei Gedichten von mir aufhören, die mir sehr am Herzen liegen. Das erste stammt aus meinem letzten Gedichtband „Lichd ab vom Schuß“ aus dem Jahre 1999, handelt von einem alten Schaukelpferd am Dachboden und heißt „Wiechergaul“:

Wiechergaul, Wiechergaul, droom im aldn
Boodn
Zammstoggd un zerfressn
Zammgraiberd un verstabdd.
Kanner, wu mehr drauhoggd
Kanner, wunna mehr radd
Wiechergaul, Wiechergaul, droom im
eibern Boodn.

Wie hammer mid na gschaugd!
Wie hadds uns doo aufbaamd!
Wie hadds uns doo na ieberschloong!
Is Fell hammern oogwetztd.
Di Hoor hammern rausgrupfd.
Wie hamm mir den Gaul zerрупfd un
zerzoong!

A Buu is amoll drauf griedn
Der hadd na gschriea un is na gfalln
Der lichd heid nu innam Agger droom in
Flandern.

A annerer Buu is dernooch na drauf griedn
Der hadd aa gschriea un is na gfalln
Der lichd heid nu in aana Groom an der
Wolga.

Mir woorn bloß Babbkammeroodn, unner
Gwehrer woorn gloodn
Mid Stebbserle un Schreggschuß un mid
Kiecherle di Bisdooln
Wemmer doobd hamm dodd widdi

Kojoodn
Wemmer rumgriedn sinn widdi Wandooln
Wemmer all Schieß lang dodd rumkuggld
sinn am Boodn

In der Stumm, im Wiechergaul sein warma
Schaddn.

Wiechergaul, Wiechergaul, droom im
eibern Boodn.

In meinem dritten Gedichtband „Leem aufm Babbier“ (1995) habe ich versucht, bestimmte Verfahren der literarischen Moderne stärker in Mundartgedichten anzuwenden. Da ich den amerikanischen Dichter e. e. cummings (1894–1962) sehr liebe und bewundere, habe ich bestimmte Techniken und Motive von ihm für manche meiner Texte übernommen, beim folgenden Gedicht vor allem den Sprachfall, diesen melancholischen, schicksalsschweren Glockenklang der Verse, sowie seine Vorliebe für Auslassungen, Reihungen, und für Floskeln, Adjektive, Adverbien, die er in Hauptwörter verwandelte (vgl. „anyone lived in a pretty how town“). Vor diesem Hintergrund entstand mein Gedicht „Nunni un Ummersund“, ein Abgesang auf einen Menschenschlag, der seit Generationen „im Gleichen und im Selben“ lebt, „im Zusammen und Daheim“, wo man „auf das Schönwars und das Schadrum anstößt“, wo man „das Nochnicht beklagt und

das Früher beweint“, „das Wennich und Hätt-
ich, das Nochnicht und Umsonst“:

Unner Leid hamm glebbd in Zamm un
Hamm
Im Gleing un im Selm un im Gloorn un im
Dunsd
Durch Meeng un Greeng un durch Hoom
un Geem
Gloochd hamms ihr Nunni un griena ihr
Sunsd
Leid un Kinner un Fresch un Bälch
Gschossn un gwaggsn un gschossn un
gfalln
Leid un Kinner un Sorg un Särch
Drauerd un gfreid un graggerd un gfalln
Alla hamm glebbd innam niedlin glann
Dorf
Gloggn hamm gliedn un Blumma hamm
blichd
Doodniss in Diedn un Schnuller un
Schorf
Redderspitz un Saifedd ums duggserde
Gmied
Allrahand Leid, Bagaasch un Konsoddn
Gjuxd hamms ihr Frieher un kupfd sinns
im Etz
Neibaamd widdi Biffel un neiglaand in di
Doddn
Strawanzd um di Fichdn un danzd ummern
Betz
Jeeds hadd sei Ergndaans grichd
Jeeds hadd kann ergndwos glaud
Jeeds woor an alla un allrahand bichd
Jeeds un alla hamm vil odder weng baud
An ergndaan Dooch woor ergndwos hie
An ergndaan Oomd woor ergndaans
gstorm
Aaner hadd breedichd vo Nämmer un Nie
Vo Däddnedd un Däddfei
Sunsdseidervedorm
Blooch un Schwaab un Sorg hamms
begroom
Dooch fier Schlooch un Johr fier Groob
Fleißia Händ vergroom fier Widersehng
droom
Weng is wu blabbd un is Bleim grichd
weng Loob

Alla midnanner un alla verganga
Bei jeem annersch un bei alla gleich
Alla fier alla un jeeds allaans
Jeeds a schweera Gebodd un alla a
scheena Leichd

Singmer ihr Scheewoors stooßmer oo auf
ihr Schooddrum
Ihr Wenni un Häddi ihr Nunni un
Ummersund
Fodd ausm Drodd alls nunder di Gruum
Leid mid an Dauch obber weider kann
Dunsd

Aufhören und buchstäblich heimfinden
möchte ich mit einem Gedicht aus meinem
ersten Band, „Frankn lichd nedd am Meer“
(1992). Es handelt sich um ein Gedicht über
mich selbst und über jeden anderen, ein Text,
der der ewig alten Frage nachgeht: Wer bin
ich? Was hat mich zu dem gemacht, der ich
bin? Es ist die alles entscheidende Frage nach
der eigenen Seele, der eigenen Mitte, der
eigenen „Idendität“:

Wurri herkomm, wirri haaß, wemi
Gleichsiech, wemi noochgrood

Wosmer kaaßn hemm, wosmi
Baggd, wosmi miedgnumma hadd

Wossi gsehng hobb, wurri
Gweesn bin, wossi glernd hobb

Weni droffn hobb, wossi
Derlebbd hobb, wossi waaß

Wossi kann, wossi kenn, wossi
Du, wossi sooch, wossermer denk

Wos dief drinhoggd, wosmi
Ausmachd, wosmer noochgehnd

Wossermer aufkalsd, wossermer
Koldd hobb, wosmer oodoo hemm

Mid wossi wos oofang, wosmer
Wos oogehd, aus wossermer wos mach

Fier wossi groodsteh
Fier wossermi grummleech

Obber wossi woor, binni nämmer, wossi
Bin, bleibi nedd, wossi sei meeched

Binni nunni – Ach
Wos waaßn iech?

41. Fränkisches Seminar des Frankenbundes

– Vereinigung für Fränkische Landeskunde und Kulturpflege e.V. –
vom 09. – 11. November 2001
Franken-Akademie Schloß Schney, 96215 Lichtenfels

Thema: „Die gesamtfränkische Theaterlandschaft“

Leitung: Dr. Eberhard Wagner,
Ostfränkisches Wörterbuch und studiobühne bayreuth, Bayreuth

Vorläufiges Programm:

Freitag, 09. November 2001

18.00 Uhr *Abendessen*

19.30 Uhr **Kurze Einführung in das Thema und das Seminar.**
Referent: Dr. Eberhard Wagner, Bayreuth

20.15 Uhr **Lichtbildervortrag:**
Die Bedeutung des Coburger Theaters für Franken im 19. Jahrhundert.
Referent: Dr. Harald Bachmann, Coburg

Samstag, 10. November 2001

8.00 Uhr *Frühstück*

9.00 Uhr **Fränkische Bühnen stellen sich vor.**
Es liegen Zusagen vor vom Städtebundtheater Hof, ETA-Hofmann-Theater Bamberg, Mainfranken-Theater Würzburg, studio-bühne bayreuth, Fränkischer Theatersommer und Gangolfbühne Hollfeld, Luisenburg-Festspiele, Fränkisches Theater Schloß Maßbach, Das Meininger Theater, Städt. Bühnen Nürnberg

13.00 Uhr *Mittagessen*

14.30 Uhr **Fortsetzung: Fränkische Bühnen stellen sich vor.**

18.30 Uhr *Abendessen*

19.30 Uhr **Musiktheater in Franken.**
Referent: Fritz Schleicher, Nürnberg

Sonntag, 11. November 2001

8.00 Uhr *Frühstück*

9.00 Uhr **Kindertheater in Franken.**
Referent: Romana Lautner, M.A., studiobühne bayreuth

10.30 Uhr **Arbeitsgemeinschaft Mundarttheater in Franken.**
Referent: Egon Herrmann, Weißenbrunn

11.30 Uhr Zusammenfassung durch Dr. Eberhard Wagner
Schlußdiskussion

12.30 Uhr *Mittagessen* (anschließend Abreise)

Programmänderungen vorbehalten